

## VORWORT

Die sowjetische Archäologie hat im Verlaufe eines halben Jahrhunderts Erfolge erzielt, die unser Geschichtsbild erheblich verändern. Ein riesiger Apparat liefert ständig neues Material und oft überraschende Interpretationen. Die Beschäftigung mit den Ergebnissen unserer Kollegen im Osten ist daher für Forscher vieler Disziplinen stets interessant, sehr oft notwendig. Das gilt auch dann, wenn es vordergründig um Probleme von Regionen geht, die außerhalb des sowjetischen Staatsgebiets liegen. Die Relevanz sowjetischer Forschungen ist weiter gestiegen, seit die Grabungstätigkeit nicht mehr an den eigenen Grenzen haltmacht, sondern auf Länder wie die Mongolei, Afghanistan und den Irak übergreift.

Der Zugang wird durch die fast allgemeine Verwendung einer Sprache erleichtert. (Nur in bestimmten Republiken, so der Ukraine, Georgien und Armenien, verwendet man zum Leidwesen des Benutzers in größerem Umfang die einheimische Sprache und womöglich auch Schrift.) Es gibt eine beispielhafte Gesamtbibliographie, die laufend fortgesetzt, vorläufig bis zum Jahre 1972 reicht. Russische Bücher sind relativ billig, sie werden von einer weitverzweigten Verkaufsorganisation angeboten.

Dennoch bleibt das Informationsniveau unbefriedigend. Die Kenntnis des Russischen ist doch nicht so allgemein, wie man im Interesse der Sache wünschen würde. Das hat wiederum zur Folge, daß sowjetische Literatur längst nicht in allen Fachbibliotheken repräsentativ vertreten ist.

Die sowjetischen Institutionen haben diesen Übelstand erkannt und Maßnahmen ergriffen, die jedoch nicht ausreichen. Resümees in westlichen Sprachen sind zwar sehr viel häufiger geworden, sie sind aber in der Regel kurz und schematisch. Bücher mit zweisprachigem Text sind rar. Man druckt sie nur aus besonderem Anlaß, um die ungewöhnliche Bedeutung eines Fundkomplexes hervorzuheben (vgl. Griaznov 1958).

Publikationen sowjetischer Gelehrter in fremden Sprachen sind ebenfalls häufiger geworden, aber meist mehr oder minder populär gemeint, gut illustrierte Repräsentation. Nur manche Bücher, die in der DDR erschienen sind, bilden eine Ausnahme, wie noch an einem Beispiel klar werden wird.

Die Situation hat immer wieder Gelehrte auf den Plan gerufen, die einen guten Teil ihrer Arbeitskraft der Aufgabe widmeten, die Ergebnisse der sowjetischen Archäologie in anderen Sprachen mitzuteilen, womöglich im Sinne einer kritischen Rezension. Manchmal verbindet sich damit die Absicht, eine eigene Interpretation vorzutragen. Das ist oft gar nicht schwierig, ein Außenstehender sieht manchmal mehr, besonders dann, wenn er über Bücher verfügt, die dem Ausgräber selbst unzugänglich geblieben sind.

Souverän hat die Aufgabe des kritischen Informanten bis zum zweiten Weltkrieg der Finne A. M. Tallgren im Rahmen der von ihm redigierten „Eurasia septentrionalis

antiqua“ wahrgenommen. In der Nachkriegszeit entstandene Übersetzungsserien amerikanischer Institutionen – z.B. des Peabody Museums und des Arctic Institute of North America – bilden nur für begrenzte Regionen einen gewissen Ersatz. Dabei ist die Auswahl der Texte oft anfechtbar.

So ist es verständlich, daß sich einzelne Gelehrte bestimmter Problemkreise angenommen haben, z.B. der Österreicher Franz Hančar (1955) und der Amerikaner C. S. Chard (1974). Man könnte auch meine eigenen Arbeiten nennen (1951, 1964, 1966). Integriert wurden die sowjetischen Ergebnisse in die Arbeiten jener Archäologen, die auf dem Iranischen Plateau oder in dessen Nachbargebieten tätig waren. Hier verzahnen sich nach der Schaffung einer sowjetisch-afghanischen Expedition die Ausgrabungsbereiche (Deshayes 1977).

Die Vermittlungstätigkeit hat aber eine Lücke. Übersetzungen kompletter Ausgrabungsberichte aus dem Russischen werden in der Regel nur dann angefertigt, wenn es sich um eine Denkmalgruppe von exzeptionellem Reichtum, womöglich auch ungewöhnlichen Erhaltungsbedingungen handelt (Pazyryk: Rudenko/Thompson 1970; Noin Ula: Rudenko/Pollems 1969). Das gilt auch von den erwähnten amerikanischen Serien. Der Leser kann sich daher schwer ein Bild von der Methode und Praxis der Routinegrabungen machen. Das bedeutet einen Grund zum Zweifel für alle, die die Originaltexte nicht oder nur mit Mühe lesen können. Wie soll man sich mit gutem Gewissen auf Zusammenfassungen und Auswertungen der Vermittler stützen, wenn nicht wenigstens ein Teil der Flächengrabungen und Nekropolen ohne Sprachbarriere studiert werden kann?

Noch in den ersten Jahren nach dem zweiten Weltkrieg wäre es schwer gewesen, solchen Zweifeln entgegenzutreten. Das Publierte stand auch innerhalb der Sowjetunion in einem Mißverhältnis zur Breite und Bedeutung der Felduntersuchungen. Zum guten Teil gab es rein technische Ursachen, z.B. Papiermangel und Engpässe beim Druck hochwertiger Abbildungen. Auch war der Kreis derer, denen die wichtigen Aufgaben anvertraut wurden, unverhältnismäßig eng. Sie arbeiteten zu rasch und unter Ausschluß von Konkurrenz. Ein anschauliches Beispiel liefert S. P. Tolstovs monumentaler Band „Drevnij Chorezm“ (Moskau 1948). Von den weitgehenden Schlußfolgerungen dieses mit dem Stalin-Preis ausgezeichneten Werks behielt nur wenig Bestand.

Das Problem ist erkannt worden, man hat es weitgehend gelöst. Zunächst wurden umfangreiche Serien, speziell für Materialpublikationen, geschaffen. Später hat eine Dezentralisierung größere Breite und Flexibilität ermöglicht. Hinsichtlich Sibiriens hat die Gründung eines archäologischen Zentrums in Novosibirsk unter der Leitung und Schutzherrschaft des Akademikers A. P. Okladnikov ungeahnte Möglichkeiten eröffnet. Daß er dieser neuen Institution bedurfte, um eine von ihm selbst lang gehegte Absicht zu verwirklichen, ist bezeichnend. Erst 1974–1976 konnte er das Material publizieren, auf dessen Interpretation die entscheidenden Bücher seiner Karriere beruhten (1950 und 1955).

Wenn dennoch Wünsche offenbleiben, dann liegt dies daran, daß die Ausgrabungstätigkeit noch rascher expandiert hat. Die Weite des Raumes bietet die Möglichkeit, auch Nachwuchskräften eigene Reviere zuzuweisen. Früher oder später wird man den ungehemmten „Verbrauch“ archäologischer Denkmäler bremsen müssen. Immerhin,

selbst Anfänger können heute, oft unter Einsatz billiger Druckverfahren, zu Wort kommen.

Wenn schon in der großen Sowjetunion die Veröffentlichung von Forschungsergebnissen hinter der stürmischen Entwicklung der Grabungen zurückbleibt, dann versteht man, daß in der Mongolei eine noch empfindlichere Lücke klafft. Einheimische Fachleute arbeiteten hier mit sowjetischen und gelegentlich auch ungarischen Kollegen zusammen. Das größte Unternehmen ist die Sowjetisch-Mongolische Komplexe Kulturhistorische Expedition. Seit geraumer Zeit können ihre Mitglieder die Publikationsmöglichkeiten von Novosibirsk nutzen. Dennoch blieb es, wie die nützliche Zusammenfassung von E. A. Novgorodova (1977) zeigt, in vielen Bereichen bei Kurzreferaten. Manches wurde nur in mongolischer Sprache gedruckt.

In dieser Situation bedeutet die Bereitschaft Prof. Heissigs, des Herausgebers von „Asiatische Forschungen“, den Bericht über das erste, bis an die Grenzen des heute noch Möglichen ausgegrabene skythenzeitliche Gräberfeld der Mongolei in deutscher Sprache abzdrukken, ein Geschenk an die Wissenschaftler des Westens. Ihnen wird dadurch möglich, sich von Anfang an an der Diskussion auf kontrollierbarer Basis zu beteiligen. Den Autoren ist zu danken, daß sie ihre Studien zur Verfügung gestellt haben, den sowjetischen Behörden, daß diese Bereitschaft genutzt werden konnte.

Die Veröffentlichung bedeutet gleichzeitig eine Aufforderung, sobald wie möglich Grabungen von ähnlicher Bedeutung in derselben Übersichtlichkeit zugänglich zu machen.

Es entspricht den besten Traditionen sowjetischer Wissenschaft, wenn hier die archäologische Darstellung von E. A. Novgorodova (S. 1–34) und V. V. Volkov (S. 34–43) durch eine paläoanthropologische und eine metallurgische Studie ergänzt werden.

Inzwischen sind über das Material, das dieser Band enthält, drei kürzere archäologische Studien erschienen (Volkov 1978, Cévëndorž 1978, Navan 1978). Sie zeigen, daß die Gesamtpublikation doch unverzichtbar gewesen ist. Eine wirkliche Auseinandersetzung hätte auf der Basis der Referate nicht stattfinden können.

Mangels der Finanzierbarkeit einer anderen Lösung habe ich trotz eigener Aufgaben die Übersetzung übernommen. Allerdings hat dies den Druck verzögert. Den Text des anthropologischen Beitrags hat Frau Prof. Schwidetzky durchgesehen. An der Finanzierbarkeit scheiterte die Absicht, das Buch mit farbigen Abbildungen auszustatten, es konnten lediglich Strichklischees verwendet werden, so wie das bei älteren sowjetischen Arbeiten oft geschehen ist. Immerhin sind diese vollständig.

Ich hoffe darauf, daß das Buch eine Diskussion auslöst. Vielleicht werden Besprechungen bereits zu weiteren Interpretationen führen. In die Diskussion möchte ich selbst sofort eintreten und vorlegen, was mir im Verlauf meiner Übersetzungstätigkeit aufgefallen ist:

1. Als Nahkampfwaffen wurden den Männern von Ulangom Streitpickel und Dolche ins Grab mitgegeben, aus Bronze oder aus Eisen. Eiserne Streitpickel haben eine kurze gewölbte Schneide, man könnte sie fast als Äxte bezeichnen. Lanzen oder Hiebschwerter wurden nicht gefunden, auch keine Keulen oder Keulenköpfe.

Dolche zählen sicher nicht zu den vom Pferd aus verwendbaren Waffen. Aber auch die Streitpickel haben einen so kurzen Schaft (nach Kubarev 1979: 63 zwischen 60 und 76 cm), daß man an ihrer Verwendbarkeit im Reitergefecht zweifeln kann. Ein Felsbild, das Kubarev wiedergibt, zeigt tatsächlich Streitpickel in der Hand von Kämpfern, die zu Fuß einen Zweikampf austragen (1979: 66).

Dennoch müssen die Ulangom-Leute Reiterkrieger gewesen sein. In der Zeit und in dem Raum, in dem sie lebten, hätte keine andere Kampfweise zum Schutz der Gemeinschaft ausgereicht. Sie gehörten allerdings einem Stamm an, bei dem die Mitbestattung von Pferden nicht üblich war.

Wie sind dann aber die vielen Schädelverletzungen, die meist von Streitpickeln herrühren, entstanden? Mamonova betont zwar, daß die Anzahl der Verletzungen deutlich zeige, mit welcher Erbitterung die Gefechte ausgetragen wurden, auf dieses spezielle Problem geht sie jedoch nicht ein. Mir fällt auf, daß mehrere Schädel Perforationen aufweisen, die von Stichen oder Hieben herrühren, die von rückwärts geführt wurden.

Es handelt sich nach der Zeichnung Mamonovas um folgende Kranien (Abb. 77–79):

Grab 10, Bestattung 1: Stich ins Hinterhaupt neben mehreren Beschädigungen durch andere Waffen.

Grab 31, Bestattung 1: Pickelschläge ins Hinterhaupt, mit zwei verschiedenen Waffen ausgeführt (runder und rhombenförmiger Querschnitt).

Grab 33, Bestattung 2: Stich und Pickelschlag rechts von der Pfeilnaht.

Grab 47, Bestattung 4: Schläge von 2 verschiedenen Streitpickeln (runder und rhomboider Querschnitt) ins Hinterhaupt neben drei weiteren frontalen Beschädigungen.

Anordnung und Kombination zwingen meiner Meinung nach zu der Annahme, daß Krieger, die sterbend oder tot am Boden lagen, dann noch, z.T. von verschiedenen Gegnern, traktiert worden sind, bevor man sie auf der Walstatt zurückließ. Es ist zu beachten, daß ein Durchstechen der Schädeldecke mit einem Dolch schwierig sein dürfte, wenn kein Gegenlager – in diesem Fall wohl der Erdboden – vorhanden ist.

Unter solchen Umständen sagen die Schädeltraumata nichts darüber aus, mit welcher Waffe die Kampfunfähigkeit herbeigeführt wurde – wir müssen wohl in erster Linie an Bogen und Pfeil denken. Schädelverletzungen weisen hingegen nur jene schwer oder auch tödlich Getroffenen auf, die nicht rechtzeitig von ihren Kameraden geborgen wurden.

Als Resultat dieser makabren Überlegung ist festzuhalten, daß die Zahl der Gefallenen unter der männlichen Bevölkerung noch weit höher liegen dürfte, als sich im Grabungsbefund niederschlägt. Zu dieser Auffassung neigt auch Mamonova, mit sehr viel allgemeinerer Begründung.

2. Auch die heterogene Zusammensetzung der Bewaffnung bei Konstanz der grundsätzlich als notwendig angesehenen Ausrüstung (Pfeil und Bogen, Streitpickel und Dolch) bedarf einer Erklärung. Die Autoren heben hervor, daß manche Dolche selbst innerhalb der längeren Zeitspanne, in die sie das Gräberfeld einordnen (5.–3. Jh. v. Chr.),

„ungewöhnlich“ sind. Besonders auffällig ist ein Hohlgriffdolch aus Bronze, der in Grab 37 bei Bestattung 4 geborgen wurde. Nach der Zusammenstellung von N. L. Členova (1976) gehört er zu einer Gruppe, deren Verbreitungsgebiet von Osteuropa bis in die Mongolei und bis nach Burjatien reicht. Hinsichtlich der Datierung äußert man sich mit großer Zurückhaltung, aber eine Herstellung im 8. Jh. v. Chr. wäre durchaus vertretbar. Außerdem wurde in Grab 43 ein proto-tagarischer Dolch gefunden, dessen Entstehung man spätestens ins 6. Jh. v. Chr. datieren würde. Auch unter den Messern gibt es altertümliche Exemplare, z.B. in Grab 36. Allerdings wird dieses verspätete Vorkommen mit dem von Členova gelieferten Hinweis erklärt (1976: 19), bei Krasnojarsk sei ebenfalls in einem Grab des 5. Jh. v. Chr. ein Spätkarasuk-Dolch gefunden worden.

Vermutlich wäre es besser, sich nicht mit einem so allgemeinen Hinweis zufrieden zu geben. Man sollte vielmehr deutlich zwischen Herstellungs- und Benutzungsperiode trennen. In der Benutzungsperiode könnte ein Hiatus eingetreten sein. Zu erklären bleibt die Frage, ob dann die verspätete Verwendung nur im Totenritual oder auch im täglichen Leben stattfand. Daß nicht alle Waffen und Geräte, die die Ulangomleute ihren Toten mitgaben, dem täglichen Gebrauch dienten, ist nachweisbar. In Grab 1 fand man ein Bronzemesser, dessen abgebrochene Spitze mit einem – glücklicherweise erhaltenen – Faden seitlich befestigt war. Außerdem handelt es sich bei einem Teil der Bronzestreitpickel um Miniaturen. Dasselbe gilt von manchen Dolchen, wie die Ausgräber selbst betonen. Das braucht uns nicht weiter zu erstaunen. In der Zeit, in der wir uns bewegen, sind Miniaturwaffen in einem weiten Raum bekannt, der vom Minussinskessel bis in die Ordossteppe reicht.

Es kann sich also bei den zuerst genannten Dolchen um „antiquarische“, vielleicht aus Grabplünderungen stammende Stücke handeln, die man aber den Eisendolchen vorzog, weil sie aus dem „edleren“ Material waren. Wir könnten sagen, es handelt sich in Ulangom um eine eisenzeitliche Kultur, die im Grabritual, wenn möglich, Bronzegerät und Bronzewaffen bevorzugt.

Dies wage ich nur deshalb überzeugt auszusprechen, weil ich das Ausgrabungsgut Kubarevs aus Ulandryk in Novosibirsk durchsehen durfte. Der symbolische Charakter der Beigaben, die Differenzierung vom aktuellen Gebrauchsgut ist dort eindeutig belegbar. Glücklicherweise ist wenigstens eines der Objekte aus Ulandryk, das als Beweis dienen kann, inzwischen publiziert worden. Es handelt sich um einen Streitpickel, der sich bei näherer Betrachtung als Bronzemesser erweist: es wurde unter Verzicht auf eine brauchbare Fixierung kurzerhand durch ein Loch am Ende eines hölzernen Stabes gesteckt (Ulandryk II, Kurgan 6, vgl. Kubarev/Grebenščikov 1979: 65). Ich bin nicht berechtigt, mich auf das weitere, noch unpublizierte Material zu berufen. Meiner Erinnerung nach gibt es sogar hölzerne Nachbildungen.

An Hand dieses Gräberfelds, nahe gelegen und auch kulturell Ulangom nahestehend, obwohl es Unterschiede im Totenritual gibt – so die Mitbestattung von Pferden –, ist es jedenfalls nachweisbar, daß man Bronzen „sammelte“, um eine rituell komplette Ausstattung zu erreichen. Eine eigene Bronze gießerkunst, mit deren Hilfe man ja das Messer in einen Miniaturpickel hätte verwandeln können, hat es hier offenkundig nicht mehr gegeben.

Wenn es in Ulangom ähnlich zugeht, dann besteht die Möglichkeit, daß die Belegung des Gräberfeldes in einem sehr viel kürzeren Zeitraum erfolgte, als man in Anbetracht der Typenvielfalt unter den Beigaben vermuten würde. Auf diese Möglichkeit hat Mamonova (1978: 130) mit der nötigen Vorsicht bereits hingewiesen. Ein oder zwei Generationen lang hätte man in Ulangom bestattet, dann erfolgte der Abbruch, obwohl die Holzkammern groß genug waren, um weitere Nachbestattungen zuzulassen.

Die eher diffuse Datierung ins 5.–3. Jh. v. Chr. kann so revidiert werden. Nur die spätesten Typen sind entscheidend. Sicher ist auch, daß die „Beisetzungen im traditionellen Stil“ in einer Zeit erfolgten, in der Hunnen noch nicht einzelne Verbände in dieses Gebiet vorgeschoben hatten. Wann dies geschah, ist ein weiteres Problem. Das Ritual der hunnischen Gräber von Ulangom entspricht weitgehend dem, das Konovalov (1976) ausführlich beschrieben hat.

Leser, die zwar keine Spezialisten für die Frühgeschichte Zentralasiens sind, sich aber dennoch für diesen Raum und seine internationalen Verbindungen in den letzten Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung interessieren, werden am leichtesten ein übersichtliches Bild erhalten, wenn sie sich an jenen Komplexen orientieren, über die auch in westlichen Sprachen ausführlich geschrieben worden ist. Brauchbare Bezugspunkte für sie sind einerseits Pazyryk und die übrigen Großkurgane des Hochaltai, andererseits Noin Ula als repräsentativ für die Kultur der asiatischen Hunnen auf dem Höhepunkt ihrer Macht.

Die Datierung, die hierfür vorgeschlagen wurde, nämlich ans Ende des Zeitraums, den die Ausgräber für vertretbar gehalten haben, konkret in die spätere Hälfte des 3. Jh. v. Chr., würde bedeuten, daß die Holzkammern und Steinkisten von Ulangom zu den Denkmälern gehören, die die Zwischenperiode zwischen den beiden obengenannten Fixpunkten illustrieren. Der Noin Ula-Horizont ist übrigens in Ulangom durch die hunnischen Gräber repräsentiert. Die innere Chronologie der hunnischen Periode ist noch nicht so weit erforscht, daß man eine genauere Datierung vornehmen könnte. Frühestens ist das 2. Jh. v. Chr. in Betracht zu ziehen.

Über die Zeit zwischen dem Ende der Pazyryk-Gräber und dem Noin Ula-Horizont wissen wir jetzt besser Bescheid als noch vor wenigen Jahren. Es gibt Grabungen in Tuwa (Grač 1975, 1979; Trifonov 1976; Kyzlasov 1979), aber auch in Ostkazachstan (Černikov 1975) und im Altai (Kubarev 1975, 1979, Kubarev–Grebensčikov 1979), die Aufschluß über diese Zeitstufe geben. Sie zeigen insgesamt, daß Zentralasien damals von zahlreichen Stämmen bewohnt war, die sich durch kulturelle Eigentümlichkeiten nicht allzu großer Spannweite unterscheiden lassen. Černikov (1975: 133–136) sieht eine Nordgruppe im Einzugsgebiet des Irtyš, die er mit den Arimaspen Herodots in Verbindung bringt, und eine Südgruppe mit dem Schwerpunkt um den Zajsansee, die er noch zu den Saken rechnet. Diese Saken seien aber auch bis ins Minussinskgebiet vorgedrungen. Innerhalb der Gruppen gibt es mehrere Varianten, die man als eigene Kulturen aufgefaßt hat. (Dagegen Kyzlasov 1979: 34.)

Vorläufig ist kein dominierendes Zentrum erkennbar, das sich mit dem vergleichen ließe, das in den Altai-Kurganen offenbar wurde. (Immerhin ist im Pazyryk-Kurgan V eine Frau mit vielen Stücken aus ihrer Mitgift beigelegt, die aus der unmittelbaren Randzone Chinas kam. Nur ein mächtiger Fürst konnte sich eine solche Heirat leisten.)

Noch weiter war man in Ulangom von jenem imperialen Anspruch entfernt, der seinen Ausdruck in der Nekropole von Aržan fand. Mehr als ein Dutzend Menschen und über hundert Pferde sind damals mitbestattet worden. Dazu gibt es in späteren Jahrhunderten nichts Vergleichbares.

Ich vermute, daß die Stämme der westlichen Mongolei (und Tuwas), die in früheren, aber auch in späteren Jahrhunderten von höchster Aktivität waren, damals eine eher passive Phase durchliefen. Sie kultivierten Erinnerungen aus der glorreichen Vergangenheit, rezipierten aber auch Anregungen, die aus fernen Räumen kamen, wo gleichzeitig Nomaden zu Macht und Reichtum gelangt waren. Zu den Traditionalismen gehörte, daß eine der Bevölkerungsgruppen, die (als exogame Phratrie?) in jenen Stamm eingeschmolzen war, der seine Toten in Ulangom begrub, an der Bestattungsform in Steinkisten festhielt.

Zu den Übernahmen rechne ich Gefäßdekor (in Grab 11, 23), der Schriftzeichen gleicht, aber nicht gelesen werden konnte. Vermutlich gibt er auch keinen Sinn. Für solche, aus Nachahmung entstandenen „magischen“ Pseudoschriften gibt es ethnographische Beispiele.

Natürlich kann das Bild durch neue Funde korrigiert werden, aber der allgemeine Eindruck ist doch, daß divergierende Entwicklungstendenzen durch den Mangel an friedlicher Kommunikation und das Fehlen eines politischen Zentrums im näheren Umkreis zu erklären sind. Damit mag zusammenhängen, daß man in bestimmten Gebieten noch nach Kupfer schürfte (Kyzlasov 1979: 63), während in anderen Regionen Eisen verwendet wurde oder überhaupt Metallmangel herrschte. Das Material aus dem Gräberfeld Ulangom bestätigt dieses Bild und ergänzt es auch. Es zeigt uns, daß es östlich vom Hochaltai Stammeskämpfe gab, die extrem blutig verliefen. Das ist vielleicht eine Erklärung für die erstaunliche Tatsache, daß es den Hunnen (Hsiung-nu), einem an der Peripherie des sich einigenden Chinas lebenden Nomadenstamms, so rasch gelang, nach Ausschalten weniger Konkurrenten im Süden, die Stämme im nördlichen Hinterland, vom Jenissei bis in die heutige Mandschurei, zu einigen. Natürlich war dies nicht der einzige Faktor. Die Hunnen konnten sicher die verbesserte Bewaffnung einsetzen, die in China inzwischen entwickelt worden war. Diese Bewaffnung kennen wir jetzt aus dem Grab des „Ersten Kaisers von China“ (Brinker/Goepper 1980: 101–130). Allerdings sind bisher nur Bogen und Pfeile in hunnischen Gräbern gefunden worden (Konovalov 1976: 173), aber das spricht nur für die Kostbarkeit von Schwertern und Panzern.

Wer sich über weitere Zusammenhänge informieren will, die hier nur angedeutet sind, der kann das Buch von E. A. Novgorodova „Alte Kunst der Mongolei“ (E. A. Seemann-Verlag, Leipzig 1980) heranziehen. Darin sind Objekte aus Ulangom farbig abgebildet. Das besondere Interesse der Autorin gilt allerdings den Felsbildern. Sie zeigen einige Kriegerdarstellungen und sind daher auch für unser Thema wichtig. Inzwischen sind übrigens auch die Felsbilder der Inneren Mongolei von dem chinesischen Archäologen Ge Shanlin studiert worden. Ihre Publikation wird in der Beijing Review (No. 29, July 21, 1980, p. 28) angekündigt.